

Sprachnormen als Resultate diskursiver Praxis.

Aushandlungsprozesse im Web 2.0

Dr. Toke Hoffmeister (Marburg)

Liebe Frau Anderwald, lieber Elmar, meine sehr geehrten Damen und Herren, sehr geehrte Zuhörerschaft,

ich bedanke mich für die freundliche Vorstellung und Einführung sowie für die Gelegenheit hier in diesem Kreise Gedanken zur Weiterentwicklung des Sprachnormbegriffs vorstellen zu können.

[Folie 2]

Bevor ich das aber tue, möchte ich Ihnen zeigen, was Sie und was ich einerseits mit Lambert Wiesing, von dem Sie vermutlich noch nicht gehört haben, und andererseits mit Maite Kelly, von der Sie vielleicht gehört haben, gemeinsam haben.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Zuhörende: Ich bin da. Und ja, das sehen sie wohl, es handelt es sich hierbei auch nicht um eine heideggersche Analyse meines eigenen Menschseins, keine ontologische Präfiguration, die vorwegnimmt, was unser Bewusstsein uns doch eigentlich unzweifelhaft erscheinen lässt. Ich bin da und ich bin hier. Sie sind da und Sie sind hier. Danke, dass Sie hier sind und danke, dass Sie da sind. Worum es mir geht ist, dass wir alle Menschen sind, die einen Ort, eine Position in ihrer ganz eigenen und in geteilten Welten innehaben. Wir befinden uns gemeinsam in diesem Raum; vorhin, vor einer halben Stunde, waren wir noch an verschiedenen Orten. Wir machen Erfahrungen, die uns beeinflussen und prägen, wir erinnern uns und interagieren mit anderen Personen. Berichten, Erzählen, Diskutieren, Streiten, usw. Wir sind nicht einfach passive Organismen, deren Bewegungen sich aus Reizen und Reaktionen speisen: wir sind Menschen. Wir sind da. Das – meine Damen und Herren, liebe Zuhörende – ist in aller Kürze der erkenntnistheoretische Rahmen, auf dem der folgende Vortrag aufbauen wird. Ich bin Ihnen aber noch eine Quelle schuldig. Das Zitat – so viel Zeit soll sein – das Zitat „Ich bin da.“ stammt nicht von mir. Falls es jemand nachlesen und recherchieren möchte:

[Folie 3]

Sie werden entweder bei Lambert Wiesing in seinem Buch „Ich für mich“ fündig (und ja, das heißt wirklich so!) oder

[Folie 4]

bei der deutsch-amerikanisch-irischen Schlagersängerin, Maite Kelly, in ihrem Hit „Ich bin da“ – Sie können also selbst entscheiden, welche Quelle Sie für passender halten.

Bevor ich nun aber gleich in das Thema einsteige – man hätte ja fast vergessen können, dass ich mich heute mit Sprachnormen beschäftigen will –, möchte ich kurz begründen, warum ich der Meinung bin, dass es eines Neudenkens des Sprachnormbegriffs bedarf. Die Beschäftigung mit Sprachnormen hat seit früherer Zeit mit Otto Behagel und seit neuerer Zeit mit Peter von Polenz und Hugo Steger sowie mit Ulrich Ammon und Klaus Gloy in der Germanistik und mit Eugenio Coseriu in der Romanistik eine gewisse Tradition. Dabei stammen die maßgeblichen Arbeiten weitestgehend aus der Zeit seit den 1950er Jahren. Der

Normbegriff wurde beispielsweise zunächst von Coseriu dazu genutzt, die Sprachsystem-Sprachgebrauch-Schnittstelle zu überbrücken. Das Zustandekommen von Norm wurde hier als *Setzung* verstanden. Gerade aber auch mit der Demokratisierung des Diskurses, der das Habermas'sche Ideal der Herrschaftsfreiheit zwar bisher nicht erreicht hat und wohl auch nie erreichen wird, dennoch aber zumindest eine Öffnung erfahren hat, ist diese Setzung von Normen zu hinterfragen. Diesen Gedanken möchte ich in diesem Vortrag entwickeln und ausführen – ich möchte also zeigen, warum wir es nicht – und ich ergänze: nicht *nur* – mit einer Sprachnormsetzung zu tun haben und stelle eine These auf, wie die Setzung ergänzt werden kann.

[Folie 5]

Dazu zäume ich das Pferd gewissermaßen von hinten auf: Ich stelle zunächst einige allgemeine Überlegungen zum Web 2.0 an, möchte danach kurz etwas in die Diskurstheorie einführen und dabei besonderes Augenmerk auf Aushandlungsprozesse legen – hier erläutere ich also die Diskursivität. Dies wende ich anschließend praxistheoretisch und diskutiere die Grundlagen der Praxis im Rahmen einer Praxeologie. Insgesamt zeige ich also, weshalb ich von *diskursiver Praxis* spreche, und erläutere beide Bestandteile des Ausdrucks. Schließlich komme ich – und ich danke Ihnen schon jetzt für Ihre Geduld – zu den Sprachnormen und zeige, weshalb man und wie man sie konkret als Resultate eben jener diskursiver Praxen verstehen kann; ich zeige also mein Verständnis eines diskurspragmatischen Sprachnormbegriffs auf. Abschließend möchte ich auf das neue Kieler Projekt *Ent-/Fesselung der Sprache* zu sprechen kommen und die Potenziale eines diskurspragmatischen Sprachnormbegriffs für dieses Projekt verdeutlichen. Danach freue ich mich, mit Ihnen ins Gespräch zu kommen.

[Folie 6]

Mit den Bemerkungen zum Web 2.0 möchte ich den Anschluss an das übergeordnete Thema dieser Ringvorlesung leisten. *Linguistik 2.0. Sprachdiskurse in Neuen Medien*. Inwiefern die Medien im Jahr 2023 überhaupt noch *neu* sind, will und kann ich hier nicht diskutieren. Sie alle dürften dazu eine eigene Meinung, wahrscheinlich gespeist aus ganz individuellen Erfahrungen, haben. Eingehen möchte ich vor allem auf die Nummerierung: Linguistik 2.0. Web 2.0. Ich erzähle Ihnen allen nichts Neues, wenn ich sage, dass diese Nummerierung die Existenz einer Linguistik 1.0 präsupponiert, die Rede vom Web 2.0 entsprechend die Existenz eines Web 1.0. Wir haben es also mit einer neuen, aktuellen, mindestens aber aktuelleren Version zu tun und ich möchte kurz die Charakteristika des Web 2.0 umreißen und erläutern, wie dies mit einer Linguistik 2.0 zusammengeht.

[Folie 7]

Auch wenn der Ausdruck *Web 2.0* heute nicht mehr unbedingt und überall gebräuchlich ist und weitestgehend vom Ausdruck *Social Media* abgelöst wurde, lassen sich die Grundprinzipien, die hinter der Weiterentwicklung des Web stehen, nach wie vor zeigen: Wir leben noch immer im Zeitalter des Web 2.0, auch wenn dieser Cartoon andeutet, dass wir uns womöglich bereits erneut an einer Weiterentwicklungsschwelle befinden. Das Web 2.0 zeichnet sich durch die Möglichkeiten von **Partizipation und Interaktion** aus. Das Internet ist kein Ort mehr, in dem bloß Informationen zum Konsum bereitgestellt werden (wie in dem Cartoon: *Believe me! I've read it on the web!*), sondern die Nutzerinnen und Nutzer können selbst Inhalte gestalten, sich auf die Inhalte Anderer beziehen, Kontakte

knüpfen und aufrechterhalten (*Believe mit! I've blogged about it!* – Ich kenne mich also noch besser aus.). Soziale Kontakte werden aus physischen in digitale Räume verlagert. Dabei ist heute sogar die Tendenz zu beobachten, dass Inhalte, die partizipativ erstellt wurden, d.h. von Nutzerinnen produziert wurden, weiterverbreitet werden, wodurch eine gewisse Form der Aneignung geschieht (*Believe me! I've retweeted it!*). Auf diesen Prozess werde ich hier heute aber nicht näher eingehen.

[Folie 8]

Dass im partizipativen Web auch eine Dynamisierung von Identitäten ermöglicht wird, führt – da müssen wir uns nichts vormachen – zu ganz praktischen Problemen: So kann ich mir nicht sicher sein, ob mein Gegenüber tatsächlich die Person ist, die es vorgibt zu sein (Ist mein Gegenüber eine gleichgesinnte Person, eine Gazelle oder vielleicht doch ein Löwe?). Für die Erforschung der digitalen Räume insbesondere in Bezug auf die handelnden Akteure (Löwen und Gazellen) ist dies ein unüberwindbares Hindernis, mit dem es klarzukommen gilt. Wie wollen wir den Löwen demaskieren, wenn uns doch tausende von Kilometern, mindestens aber eine Glasfaserleitung trennt? Doch die – ich habe es gerade etwas euphemistisch als Dynamisierung von Identitäten bezeichnet – diese Anonymisierung führt auch zu einer Enthemmung des Diskurses. Die von mir eingangs erwähnte Demokratisierung, mit der ich die Möglichkeit zur Teilhabe bezeichnet habe, hat gerade eben nicht die Herrschaftsfreiheit, sondern oftmals eine Herrschaftskonstruktion mit der Folge der Rechtsfreiheit (mindestens aber dem Eindruck der Rechtsfreiheit) zur Folge. Der Gesetzgeber hat zwar mittlerweile diverse Maßnahmen zur Regelung der digitalen Räume geschaffen und dennoch finden wir Aggressionen, Beleidigungen, Mobbing und noch [!] Schlimmeres. Dass diese problematischen Dimensionen zum Web 2.0 gehören, muss erwähnt werden, soll aber nicht über die Potenziale hinwegtäuschen, die ein partizipativ-interaktives Web hat. Die Emotionalisierung die mit der Anonymisierung einhergeht spielt für den weiteren Verlauf meines Vortrages aber eine Rolle – behalten Sie dies also gern im Hinterkopf.

Die vergleichsweise niedrigschwellige Möglichkeit, eigene Positionen zu formulieren und sie in digitalen Räumen zu materialisieren, führt zu einer – verzeihen Sie mir diese Metapher – Flut an neuen Informationen und Inhalten, mindestens aber an Sprachmaterial. Dass es mit der Informationsdichte der Äußerungen nicht immer so gut bestellt ist, möchte ich – diesen Block abschließend – mit einem letzten Cartoon verdeutlichen.

[Folie 9]

When you have nothing to say, say it on Twitter. Es gibt keine inhaltlichen Beschränkungen, zumindest, solange die Grenze des Justiziablen nicht überschritten wird. Von dieser Inhaltsoffenheit profitieren all jene, die sich der Erforschung des Web 2.0 widmen, da es eine schier unerschöpfliche Menge an Themen und themenbezogenen Äußerungen gibt, die gesammelt, aufbereitet, annotiert, ausgewertet und interpretiert werden wollen. Bevor wir uns aber der wissenschaftlichen Untersuchung der Inhalte zuwenden können, müssen wir uns die Entstehung der Inhalte anschauen und fragen, was genau im Web 2.0 passiert und wie genau dort miteinander interagiert wird.

Dies möchte ich im Folgenden anhand zweier Blöcke tun, die einen theoretischen Blick auf die Interaktionsprozesse des Web 2.0 einnehmen. Zunächst soll es mir um eine diskurstheoretische Unterfütterung unter besonderer Berücksichtigung der

Aushandlungsprozesse gehen, anschließend wende ich dies auf die Praxistheorie hin. Beide theoretischen Sichtweisen haben gewisse Überschneidungen, nehmen aber je unterschiedliche Perspektivierungen vor. Ich hoffe, dass ich in der Lage bin, diese nachvollziehbar aufzuzeigen.

[Folie 10]

Beginnen wir mit einigen Bemerkungen zu diskursiven Aushandlungsprozessen. Ich beziehe mich hier maßgeblich auf die Ansätze und Erkenntnisse einer linguistischen Diskursanalyse in der Nachfolge der historischen Semantik Dietrich Busses. Diese linguistische Diskursanalyse hat ihren Ursprung in Foucaults Blick auf Diskursivität und findet sich u.a. in der Diskurslinguistischen Mehrebenenanalyse (DIMEAN) bei Spitzmüller & Warnke methodologisiert. Da Aushandlungsprozesse prototypisch zwischen mindestens zwei Individuen und damit in der Interaktion stattfinden, ist aber ein weiterer Ansatz grundlegend, der diese Interaktion strukturiert beschreibt. Das geschieht in der Diskurslinguistik nach Foucault allenfalls am Rande, weshalb ich – ehe ich Foucault und seine Nachfolge in den Blick nehme – kurz auf den symbolischen Interaktionismus eingehen möchte, wie er bei George Herbert Mead und insbesondere bei Herbert Blumer im amerikanischen Pragmatismus entwickelt wird.

[Folie 11]

Ich beschreibe Aushandlungsprozesse im Folgenden also als Interaktion von mindestens zwei Individuen, die sich (1) sprachlich äußern und

[Folie 12]

(2) mittels der sprachlichen Äußerungen aufeinander Bezug nehmen, d.h. eigene Standpunkte formulieren, die anderen Äußerungen aufgreifen, bewerten, diesen widersprechen, sich einzelne Punkte aneignen, reformulieren, verstehen und auch missverstehen, klarstellen, nachfragen und so weiter. Am Ende steht dann idealiter eine Form der Übereinstimmung, eine Form des Konsens, mindestens aber mal ein Minimalkonsens darüber, im Dissens zu verbleiben.

[Folie 13]

Eben jene Interaktionsprozesse beschreibt der symbolische Interaktionismus, der deshalb symbolisch ist, weil – seiner Prämisse nach – die Interaktionen symbolisch vermittelt, d.h. durch arbiträre und deshalb konventionalisierte Form-Inhalts-Paare, stattfinden. Die einzelnen Interaktionen – und da wird es auch für das Verständnis von Sprachnormen als Resultate diskursiver Praxis interessant – stellen die Grundlage für die Konstitution von Bedeutungen dar.

Die Kerngedanken des symbolischen Interaktionismus lassen sich in den folgenden drei Prämissen zusammenfassen:

[Folie 14]

(1) „Menschen [handeln] Dingen gegenüber auf der Grundlage der Bedeutungen [...], die diese Dinge für sie besitzen. [...]

[(2)] [D]ie Bedeutung solcher Dinge [geht] von der sozialen Interaktion, die man mit seinen Mitmenschen eingeht, [aus] [...].

[(3)] [D]iese Bedeutungen [werden] in einem interpretativen Prozess, den die Person in ihrer Auseinandersetzung mit den ihr begegnenden Dingen benutzt, gehandhabt und abgeändert [...]“ (Blumer 2013a: 64).

[Folie 15]

Brechen wir diese Grundannahmen auf eine Begriffstriaus herunter, so beschäftigt sich der symbolische Interaktionismus 1) mit symbolischen Interaktionen, 2) mit der Konstitution von Bedeutungen innerhalb der Interaktionsprozesse und 3) mit der gegenseitigen Interpretation der einzelnen Bedeutungsdimensionen: Interaktion – Bedeutung – Interpretation. Auf einzelne Besonderheiten der drei Faktoren können wir ggf. gern in der Diskussion näher eingehen. Ich möchte hier nur kurz auf den Bedeutungsbegriff eingehen, da dieser für die Sprachnormdiskurse von herausgehobener Bedeutung sein wird: William James, ein Begründer pragmatistischen Denkens, liefert in seinen Pragmatismus-Vorlesungen nonchalant einen oberflächlich recht einfachen Satz, der bei genauerem Hinsehen aber wirkmächtig wird. Er sagt: „Bedeutungen ohne praktische Relevanz existieren für uns nicht“ (James 2016: 32). Er führt zwar nicht näher aus, was genau er mit *Bedeutungen* meint, aber dennoch werden hier drei, vielleicht vier Aspekte präsupponiert: Durch den Nominativ Plural (*Bedeutungen*) zeigt sich, dass es nicht die eine Bedeutung gibt, sie nicht metaphysisch vollendet werden kann, sondern dass Bedeutungen pluralistisch verstanden werden muss. Es zeigt sich auch, dass Bedeutung als abstrakte Kategorie im Singular reflexiv auf den Menschen rückführbar ist – durch das *für uns*. Und es zeigt sich drittens schließlich, dass Bedeutungen ein elementarer Bestandteil der sprachlich formierten Lebenswelten, der Sprachwelten sind. James spricht hier von *praktischer Relevanz*. Der Bedeutungsbegriff ist hier unter handlungstheoretischem Blick einzuordnen.

Ich möchte kurz zusammenfassen: Für den symbolischen Interaktionismus sind Bedeutungen als Resultate symbolischer Interaktionsprozesse zentral. Diese Bedeutungen werden in den Interaktionen interpretativ rekonstruiert. Damit lässt sich eine Brücke schlagen zur Diskurslinguistik, die sich am Foucault'schen Diskursbegriff orientiert.

[Folie 16]

Demnach ist ein Diskurs ein Formationssystem von Aussagen. Formationssystem heißt hier, dass die einzelnen Aussagen aufeinander bezogen sein müssen und damit eine thematisch-strukturelle Ganzheit bilden. Diskurse sind also dahingehend interaktionistisch, wenngleich das nicht heißt, dass sie primär mündlich ablaufen; im Gegenteil: Gerade die Diskurslinguistik versteht Diskurse oftmals als eine Art Textkorpus, die Grenzen zur Textlinguistik sind demnach in diesem Verständnis fließend. Wenn ich hier von Diskurs spreche, so meine ich aber ein Formationssystem von Aussagen jeglicher Medialität: gesprochen, geschrieben, letztlich selbst gedacht (das könnte und sollte man aber diskutieren).

Drei Merkmale der Aussagen möchte ich hervorheben, zwei davon erinnern an die Kerngedanken des symbolischen Interaktionismus, eine dritte Dimension kommt neu hinzu: Die Aussagen innerhalb eines Formationssystems sind 1) bedeutungsschwer, d.h. mit Bedeutungen aufgeladen, die in Bezug auf die lebensweltlichen Kontexte der äußernden Person interpretiert werden müssen. Sie sind außerdem symbolisch vermittelt und damit in gewisser Weise auch strukturalistisch geprägt. Sie sind des Weiteren, dies bedarf durch die Beschreibung als Formationssystem kaum einer Erwähnung, 2) aufeinander bezogen. Neu

hinzu kommt nun 3) die Gesellschaftlichkeit und Historizität der Äußerungen, die damit vor dem Hintergrund ihrer Zeit, d. h. ihres Äußerungszeitpunktes sowie der sozio-kulturellen Gegebenheiten beschrieben und reflektiert sowie ggf. kritisch eingeordnet werden müssen. Damit einher geht, dass sie von Machtstrukturen beeinflusst und durchzogen sind.

[Folie 17]

Spricht man in einem linguistischen Kontext von Diskursen, so kann man dies kaum tun, ohne auf Michel Foucault zu sprechen zu kommen. Einen Text, der in der linguistischen Diskursanalyse kaum eine Rolle spielt, m.E. aber maßgeblich ist, möchte ich hier hervorheben. Es ist natürlich nicht *Die Ordnung des Diskurses*, auf diesen Text komme ich noch zu sprechen, es ist Foucaults Vortrag *Was ist Kritik?*

[Folie 18]

Warum bin ich der Meinung, dass dieser Text zu Unrecht in der Diskurslinguistik kaum diskutiert wird? Nun, Kritik, das werde ich ihnen gleich, wenn ich zu meiner Modellierung und – das verspreche ich Ihnen – endlich auch zu anschaulichem Beispielmateriale komme, Kritik ist ein maßgeblicher konstitutiver Faktor der medialen Interaktionsprozesse im Web 2.0. Deshalb sollten wir uns damit auseinandersetzen, was Kritik denn eigentlich ist. Und ich möchte Ihnen nicht die gesamten Details Foucaults hier referieren und paraphrasieren. Vielmehr möchte ich auf zwei Punkte eingehen: Zum einen auf das, was Foucault „reflektierte Unfügsamkeit“ nennt und zum anderen auf die Bedeutung von Wissen und Macht nicht etwa als epistemische Kategorien, sondern als Analyseraster. Ich halte es kurz.

Reflektierte Unfügsamkeit ist Foucaults Antwort auf seine titelgebende Frage. Kritik, so Foucault, sei „die Bewegung, in welcher sich das Subjekt das Recht herausnimmt, die Wahrheit auf ihre Machteffekte hin zu befragen und die Macht auf ihre Wahrheitsdiskurse hin. Dann ist die Kritik die Kunst der freiwilligen Unknechtschaft, der reflektierten Unfügsamkeit“ (Foucault 1992: 15). Kritik ist also ein Handeln, nicht das Untätigsein, sondern das Nachdenken, Beitragen, ein Sich-nicht-gefallen-Lassen, auch ein Insistieren usw. Aushandlungsprozesse, bestehend aus Äußerungen, sind von Kritik durchzogen: Von Fremd- aber unter Umständen auch von Selbstkritik, wenngleich sich dies im Web. 2.0 kaum findet. Wenn Aushandlungsprozesse aus rückbezüglichen Äußerungen bestehen, und mittels dieser Äußerungen Bewertungen vorgenommen werden, wenn Personen sich selbst dazu entscheiden, im Web 2.0 von ihrer Teilhabemöglichkeit Gebrauch zu machen und wenn sich diese Personen dann auf Themen beziehen und ihren eigenen Standpunkt deutlich machen, diesen sogar argumentativ verteidigen, dann sind die Diskurse *kritisch* im Sinne Foucaults. Sprachdiskurse sind durchzogen von reflektierter Unfügsamkeit, manchmal (oder öfter?) auch von unreflektierter Unfügsamkeit.

Macht und Wissen versteht Foucault in Bezug auf die Kategorien Legitimität und Akzeptabilität, es ist bei ihm also keine epistemische Dimension, sondern er nutzt die Konzepte als Analyseraster, um Aussagen hinsichtlich ihrer Hintergründe und Wirkungen interpretierend einordnen zu können. Deswegen verneint Foucault auch, dass es *ein* Wissen oder *eine* Macht, geschweige denn *das* Wissen oder *die* Macht gebe. Macht und Wissen, so Foucault, seien miteinander verknüpft: „Denn nichts kann als Wissens-element auftreten, wenn es nicht mit einem System spezifischer Regeln und Zwänge konform geht“ (Foucault 1992: 33). *Scientia potentia est* – Wissen ist Macht. Und man möchte ergänzen: Macht hat

nur derjenige, der andere von seinem Wissen überzeugen kann, dessen Wissen also akzeptiert wird, wodurch die Person legitimiert wird.

Bevor ich die Bemerkungen zu Aushandlungsprozessen nun abschließe, möchte ich kurz auf den Diskursbegriff zu sprechen kommen.

[Folie 19]

Bei Foucault wird ganz explizit die Frage danach gestellt, wer wie und warum ausgeschlossen wird, wer sich wie beteiligen kann und wie dies geschieht und welche Konsequenzen eine Beteiligung hat. In seiner Antrittsvorlesung von 1970 stellt Foucault bahnbrechende Überlegungen zum Diskurs und zu seiner Struktur an. In der Archäologie des Wissens noch immer auch geprägt vom strukturalistischen Denken seiner Zeit, markiert die Ordnung des Diskurses einen Übergang in Foucaults Denken: Der Zusammenhang von sprachlicher Praxis und sozialer Wirklichkeit gerät in den Blick: „Die grundlegenden Begriffe, die sich jetzt aufdrängen, sind nicht mehr diejenigen des Bewusstseins und der Kontinuität [...], es sind auch nicht die des Zeichens und der Struktur. Es sind die Begriffe des Ereignisses und der Serie, mitsamt dem Netz der daran anknüpfenden Begriffe: Regelmäßigkeit, Zufall, Diskontinuität, Abhängigkeit, Transformation“ (Foucault 2017: 36). Diskurse sind damit „geregelt und diskrete Serien von Ereignissen“ (Foucault 2017: 38). Die Ereignisse können, sollen und müssen vor dem Hintergrund des damit offengelegten und beanspruchten Wissens sowie der wirkenden Machtstrukturen analysiert werden.

Wie lassen sich die Überlegungen nun auf den Punkt bringen? Das Web 2.0 und mit ihm auch die dort vollzogenen Metasprachdiskurse stellen ein Paradebeispiel für das dar, was Foucault mit seinen Überlegungen zur Wirkung von Macht in Diskursen gemeint hat. Wir haben es also mit einer neuen Form des Diskurses zu tun: Abgelöst von zeitlichen Beschränkungen, auch räumlich kaum mehr beschränkt, nur noch wenig elitär, aber dennoch keinesfalls herrschaftsfrei, sondern verwoben in Zwänge und Druckausübungen besteht das Web 2.0 als ein Ort diskursiven Aushandelns, jedoch ohne ein klares Ziel, ohne ein definiertes Ende. Das Web 2.0 ist die diskursivierte und durch Einsen und Nullen materialisierte Unendlichkeit.

[Folie 20]

Einen letzten theoretischen Aspekt möchte ich vorbereiten, ehe ich die Ansätze auf Sprachnormen hinwenden und so zu einem diskurspragmatischen Sprachnormbegriff kommen möchte, der Sprachnormen als die Resultate diskursiver Praxen versteht. Es soll mir im Folgenden also um einen Begriff der Praxis gehen, wie er in der Soziologie seit dem *practice* oder *practical turn* insbesondere der 1970er und 1980er Jahre letztlich aber schon beginnend mit Alfred Schütz in den 30er und 40er Jahren des 20. Jahrhunderts formuliert wird. Ich halte mich hier aber kurz und werde keine vollständige Genealogie bieten, sondern mich, nach dem ich kurz auf Wittgensteins Sprachspielbegriff, der in gewisser Hinsicht ein Praxisbegriff *avant la lettre* ist, eingegangen bin, auf einige Schlaglichter insbesondere der jüngeren praxeologischen Forschung beschränken:

[Folie 21]

Beginnen wir also zunächst mit zwei Zitaten von Ludwig Wittgenstein, der gemeinhin als ein Vordenker der analytischen Philosophie gilt, dessen Spätwerk man aber auch als eine wichtige Etappe auf dem Weg hin zu einer Theorie der Praxis lesen kann. Wittgenstein

schreibt in den Philosophischen Untersuchungen von 1953: „Und eine Sprache vorstellen heißt, sich eine Lebensform vorstellen“. Die Sprache, so formuliert Wittgenstein hier, ist im Leben situiert; sie zu verstehen heißt, das Leben zu verstehen. Mit Lebensform bezeichnet Wittgenstein schon hier die verschiedenen Handlungen, praxeologisch könnten wir sagen: Praktiken, die das Leben ausmachen und die kulturell geprägt sind. Sprache ist untrennbar mit diesen verschiedenen Praktiken verbunden.

Auch ein zweiter Begriff Wittgensteins ist von zentraler Bedeutung. An anderer Stelle, etwas weiter vorn in den Philosophischen Untersuchungen, schreibt er: „Wir können uns auch denken, dass der ganze Vorgang des Gebrauchs der Worte [...] eines jener Spiele ist, mittels welcher Kinder ihre Muttersprache erlernen. Ich will diese Spiele »Sprachspiele« nennen [...]. Ich werde auch das Ganze: der Sprache und der Tätigkeiten, mit denen sie verwoben ist, das »Sprachspiel« nennen.“ Die Hinwendung zum Gebrauch von Sprache, die Korrelation von Sprache und Tätigkeit, die schon auf Humboldt zurückgeht, zeigt einmal mehr die Praxisorientierung auf. Sprache, so könnte man abschließend paraphrasieren, ist lebensweltlich präsent und relevant.

[Folie 22]

Die moderne Praxeologie oder Praxistheorie hat sich vor allem seit den 1970er Jahren fortwährend entwickelt, harrt aber nach wie vor einem einheitlichen Forschungsprogramm. Ich werde die wichtigsten theoretischen Prämissen deshalb mit Andreas Reckwitz, einem Berliner Soziologen, präsentieren, der in die Praxistheorie in jüngster Zeit prominent vertreten sowie theoretisch fundiert, ausgebaut und in Form von Gegenwartsanalysen praktisch angewendet hat.

Grundsätzlich betont die Praxistheorie die Relevanz alltäglicher Handlungen und deren Handlungsfolgen. Dies resultiert in der Beschreibung von *Doing* und *Saying*, Tun und Sagen. Kultur, Gender, Identität und Führung sind keine absoluten oder abstrakten Kategorien, sie werden erst durch die einzelnen, individuellen Handlungen der beteiligten Akteure konstituiert und unterliegen deshalb in der Folge einem potenziellen, stetigen Wandel. Allerdings zeigt sich auch ein Maß an Stabilität, da Konsensualisierungen durchaus ein wichtiges Resultat des *Doing* und *Saying* darstellen.

Mit anderen Worten könnte man das Erkenntnisinteresse der Praxistheorie folgendermaßen zusammenfassen: „Wie wird das, was für wahr und richtig gehalten wird, im Alltag hergestellt? Wie entstehen Orientierungen, Haltungen, Weltanschauungen im interaktiven und sozialisationsgeschichtlichen Herstellungsprozess?“

[Folie 23]

Andreas Reckwitz zufolge verfolgt die Praxistheorie das Ziel eines modifizierten Verständnisses des Sozialen. Zwei Prinzipien liegen der Herangehensweise zugrunde:

1. Die Materialität der Praktiken

„Wenn man als ‚kleinste Einheit‘ des Sozialen nicht ein Normensystem oder ein Symbolsystem, nicht ‚Diskurs‘ oder ‚Kommunikation‘ und auch nicht die ‚Interaktion‘, sondern die ‚Praktik‘ annimmt, dann ist diese kleinste Einheit des Sozialen in einem **routinisierten „nexus of doings and sayings“** (Schatzki) zu suchen, welches durch ein implizites Verstehen zusammengehalten wird. Genau dies ist eine ‚soziale Praktik‘: eine

Praktik der Verhandlung, eine Praktik des Umgangs mit einem Werkzeug, eine Praktik im Umgang mit dem eigenen Körper etc.“ (Reckwitz 2003: 290).

2. Eine implizite Logik der Praxis

„Wenn das Soziale soziale Praktiken sind, dann gewinnen diese ihre relative (wenngleich keineswegs vollständige) Reproduktivität **in der Zeit und im Raum durch ihre materiale Verankerung in den mit inkorporierten Wissen ausgestatteten Körpern**, die – in der Dauer ihrer physischen Existenz – praxiskompetent sind, und in den Artefakten, in denen sich – deren Haltbarkeit oder Erneuerbarkeit vorausgesetzt – Praktiken über Zeit und Raum hinweg verankern lassen“ (Reckwitz 2003: 291).

Dies mündet in einen Begriff des Handelns.

[Folie 24]

Handeln ist demnach eine wissensbasierte Tätigkeit, die ein praktisches Wissen, ein Können im Sinne eines know how und ein praktisches Verstehen in sich vereint. Die Trias von Wissen, Können und Verstehen wird für den diskurspragmatischen Sprachnormbegriff, den ich in der Folge entwickeln möchte, zentral sein.

[Folie 25]

So, danke ich Ihnen für Ihre Geduld bis hierhin. Ich möchte nun die zwei Bereiche, Diskursivität und Praxis, die ich ausführlich theoretisch hergeleitet habe, auf Sprachnormen hinwenden und zeigen, weshalb diese theoretische Neufundierung gerade für Sprachdiskurse im Web 2.0 fruchtbar ist. Dazu gestatten Sie mir einen kurzen Blick in die Wissenschaftsgeschichte. Ich möchte die aus meiner Sicht und für meinen Vortrag wesentlichen Entwicklungslinien der Sprachnormforschung kursorisch beschreiben. Dass der Fokus hier stark auf germanistischer Forschung liegt, sei mir verziehen. Die Forschungsstände in anderen Philologien kenne ich nicht ausreichend – hier bin ich für Hinweise dankbar.

[Folie 26]

Diese Auflistung zeigt auf den ersten Blick zweierlei:

1. Die systematische, linguistische Beschreibung von Sprachnormen beginnt letztlich mit Eugenio Coseriu in den 1950er Jahren.
2. Ich habe hier keine chronologische, sondern eine disziplinlogische Sortierung vorgenommen, die insgesamt drei große Blöcke erkennen lässt: systematistische Ansätze (bei Coseriu und Moser), soziolinguistische Ansätze (Gloy und Beuge) sowie konstruktivistische Ansätze (bei Ammon, Hundt und Adamzik/Alghisi).

Ich werde hier nicht alle Ansätze besprechen können. Lassen Sie mich deshalb zwei herausgreifen, die für die folgenden Bemerkungen eine zentrale Relevanz haben, weil sie den Ausgangspunkt meiner Argumentation darstellen. Ich berufe mich maßgeblich auf das Sprachnormmodell von Markus Hundt und erlaube mir – auch in der Rolle als sein Schüler – das Modell einer Weiterentwicklung zu unterziehen. Da sich Hundt wiederum maßgeblich auf das Modell Ulrich Ammons bezieht, möchte ich Ihnen auch dieses Modell kurz erläutern. Ich beschränke mich also auf die konstruktivistischen Ansätze.

[Folie 27]

Ammon geht mit seinem variationslinguistischen Konstruktivismus in Bezug auf die Rolle von Sprecherinnen einen entscheidenden Weg: Zwar bleibt auch bei ihm ihre Rolle weiterhin indeterminiert, er widmet sich aber zum ersten Mal den verschiedenen Sprachnormierungsinstanzen und beschreibt sie in einem ‚sozialen Kräftefeld einer Standardvarietät‘ (vgl. Ammon 1995: 73, siehe die Abbildung), die die sprachliche Norm darstellt.

Vier Normierungsinstanzen werden bei Ammon unterschieden: Normautoritäten, Kodifizierer, Modellsprecher/-schreiber sowie Sprachexperten. Die Bevölkerungsmehrheit wird im Modell aufgenommen, ihr Status bleibt aber „indirekt“ (Ammon 1995: 81) und damit eher passiv. Zwischen den vier direkt auf Sprachnorm einwirkenden Instanzen bestehen „Rückkopplungsprozesse“ (Ammon 1995: 79), sie nehmen aufeinander und ihre Sprachnormsetzungen Bezug. Diese Bezugnahme ist vor allem geprägt durch Versuche zur Beeinflussung und Rechtfertigung. Die Rechtfertigungen führen dann wiederum zur Normbegrächtigungen, die „entweder durch einen späteren Akt der normsetzenden Individuen selber (Begräftung der früheren Setzung) oder durch andere Individuen derselben Gruppe (Instanz) oder durch eine der anderen Instanzen unseres ‚sozialen Kräftefeldes‘“ geschehen können (Ammon 1995: 80).

[Folie 28]

Die zentrale Leerstelle in Ammons Modell betrifft die Rolle der Bevölkerungsmehrheit, die Hundt (2009) zum Anlass nimmt, sie einer eingehenden Reflexion zu unterziehen. In seinem Modell (vgl. die Abbildung) vertritt er einen psychologisch-aktivistischen Konstruktivismus und entwirft, explizit mit dem Anspruch das Modell Ammons weiterzuentwickeln, einen Ansatz, in dem die Bevölkerungsmehrheit als zentrale Sprachnormierungsinstanz installiert wird. In folgenden vier Punkten geht Hundt über Ammon hinaus:

1. Rolle des Sprachsouveräns als (zentrale) Norminstanz
2. Sprachwissenschaft ist nur indirekt normverbreitend
3. Kodifizierer und Korrektoren sowie Sprachexperten sind sich normierender (d.h. norm-stabilisierender und normverbreitender) Funktion bewusst, nicht aber die Modellsprecher
4. Der Sprachsouverän ist unbewusst und indirekt sprachnormverbreitend

Psychologisch ist das Modell Hundts, weil er auf einer Skala Bewusstseinsgrade (bewusste Vermittlung vs. unbewusste Vermittlung) unterscheidet. Auch wenn die Analyse nicht empirisch fundiert, sondern deduktiv ist und Implikationen der Bewusstheit nicht reflektiert werden, wird damit ein erster Schritt hin zu einer notwendigen (Sprach-)Handlungstheorie unternommen. Dass diese aber bei Hundt auch unklar bleibt, zeigt sich in der Bestimmung der Wirkungsweisen der Bevölkerungsmehrheit: Sprachnormen emergierten aus den Sprachgebräuchen der Bevölkerung. Wie diese Emergenzprozesse genau ablaufen, bleibt jedoch offen. Die Abkehr vom Sprachnormverständnis als „präskriptive, gesetzte, institutionell verabschiedete Normen“ und die Hinwendung zu einem Verständnis von „emergente[n], subsistente[n], veränderliche[n], faktorenbezogene[n] Sprachnormen“ (Hundt 2009: 135) ist ein wichtiger Schritt zur Dynamisierung des Sprachnormkonzeptes in Zeiten partizipativer Diskursivität. Schließlich kommt Hundt (2009: 136) zu dem Schluss, dass es sinnvoll sei, „auch diejenigen Phänomene zu den Normen zu rechnen [...], die häufig

lediglich als Sprachkonventionen oder als Sprachregeln bezeichnet werden“. Damit wird das Merkmal der Kodifikation als vormals notwendige Bedingung entwertet.

Auch das Modell von Hundt weist indes eine zentrale Ungenauigkeit auf, die die Rolle des Sprechers betrifft. Zwar definiert er die Bevölkerungsmehrheit als zentrale Sprachnorminstanz – dabei handelt es sich um ein ganz wesentliches Verdienst des Modells – allerdings bleibt die Rolle abermals unterbestimmt. Die Wirkungsweisen werden nicht näher erläutert, sodass unklar ist, warum die Bevölkerungsmehrheit die zentrale Sprachnormierungsinstanz ist und wie die Normierungsprozesse ablaufen. Insbesondere zu kritisieren sind aus heutiger Sicht die beiden Merkmale der Unbewusstheit und der Indirektheit. Diese Kritik nehme ich zum Anlass, das Modell Hundts einer Weiterentwicklung, weiteren Explikation und theoretischen Fundierung zu unterziehen.

Dazu möchte ich zunächst einen kurzen Überblick über die Kerngedanken meines diskurspragmatischen Blicks auf Sprachnormen geben, ehe ich die einzelnen Punkte näher ausführe.

[Folie 29]

Ich nehme mit dem diskurspragmatischen Sprachnormmodell dezidiert die Sprecher*innen als maßgebliche Sprachnorminstanz in den Blick und rücke sie damit endgültig ins Zentrum der Überlegungen. Ich führe damit die Überlegungen weiter, die bei Ammon und Hundt begonnen wurden. Ein Grundschema des Ansatzes beschreibt den folgenden Zusammenhang: Hörurteile sind die Basis von Spracheinstellungen, Spracheinstellungen sind die Grundlage für die Konstitution und Konstruktion von Sprachnorm(en). Mit anderen Worten: Sprachnormen sind Resultate von Spracheinstellungsäußerungen (vgl. dazu z. B. Purschke 2014, 2015), die eine Bewertung von perzipierten, salienten und pertinenten Äußerungen vornehmen. Das Modell schließt damit in seiner konstruktivistischen Grundausrichtung an das Modell Hundts an. Es geht aber insbesondere in Bezug auf die Rolle der Sprecher*innen über das Modell Hundts hinaus: Sie werden nicht mehr bloß als inaktive Verbreiterinnen (und damit als Konstrukteure von Sprachnormen) aufgefasst, die Sprachnormen durch ihren Sprachgebrauch unbewusst konstruieren, sondern ihnen wird eine aktive und zumindest z. T. bewusste Rolle zugestanden. Damit wird dem etablierten Konzept der Sprachnormsetzung dichotom das Konzept der Sprachnormaushandlung gegenübergestellt und in ein konsistentes Modell gegossen.

Sprecherinnen beziehen sich also auf eine Sprachnorm, auf das, was aus ihrer Sicht richtig, geboten, angemessen, notwendig, zielführend usw. ist. Grundlage dessen, was als richtig, geboten, angemessen usw. qualifiziert wird, sind Spracheinstellungen, die mit Bezugnahme auf Legitimationskategorien und -instanzen begründet werden. Das können linguistische Publikationen, Fachleute aber auch der schulische Deutschunterricht sein – dazu später mehr. Nun wollen wir zunächst einen Blick in die Details des diskurspragmatischen Sprachnormbegriffs werfen, ehe ich eine exemplarische Verdattung vornehme.

Das Ziel der folgenden Überlegungen ist die konsequente Weiter- bzw. Zuendeführung der Gedanken, die von Ammon und Hundt begonnen wurden. Die Aktualisierung betrifft vor allem drei Aspekte:

1. die empirische Überprüfung/Fundierung der Akteure, die bisher deduktiv gesetzt und nicht induktiv entwickelt wurden,

2. eine weitere Justierung der einzelnen Rollen der an den Sprachnormprozessen beteiligten Akteure im Hinblick auf deren Macht- und Wirkprozesse,
3. die theoretische Ausgestaltung und Operationalisierung eines Modells der Sprachnorm vor dem Hintergrund diskurspragmatischer Implikationen, die die Rollenzuschreibungen und Positionierungsprozesse berücksichtigt.

Diese drei Aspekte tragen dann den Entwicklungen im Web 2.0 Rechnung und entwickeln somit auch die Linguistik 1.0 zu einer Linguistik 2.0 weiter. Nichts geringeres beanspruche ich mit den folgenden Überlegungen.

Worum geht es also genau?

[Folie 30]

Ein zentraler Punkt, in dem das hier beschriebene Modell über das Modell Hundts hinausgeht und einen neuen Pfad für empirische Untersuchungen erschließt, ist die Rolle der Sprecher*innen. Hier wird nicht mehr bloß die indirekte und unbewusste Sprachnormverbreitung postuliert (die zweifelsohne einen (!) wichtigen Faktor darstellt), sondern der Beitrag liefert empirische Evidenz dafür, dass Sprachnormen in sozialen Medien auch bewusst und direkt verhandelt werden. Dementsprechend wird das zugrundeliegende Sprachnormmodell neu justiert.

Die Daten, die ich im Folgenden zugrunde lege, entstammen dem Projekt „Ent-/Fesselung der Sprache. Sprachnormierungsdiskurse im Vergleich.“, das derzeit hier in Kiel durchgeführt wird und an dem ich als externer Projektpartner beteiligt bin. Dazu sage ich später noch etwas mehr. An dieser Stelle soll genügen, dass es sich bei den Daten um metapragmatische Kommentare handelt, das sind solche Kommentare, die den Sprachgebrauch kommentieren, bewerten, reflektieren und so weiter. Die Kommentare sind verschiedenen sozialen Plattformen entnommen (z. B. Twitter, Facebook und Foren) und sind damit ein Gegenstand des Web 2.0 par excellence.

Grundsätzlich ist die Vorstellung zu relativieren, Sprachnormen seien Produkte von einfachen „Setzungen“, wie sie bspw. bei Bartsch (1987), Ammon (1995) und teilweise auch noch bei Hundt (2009) vertreten wird, wenngleich dort die Emergenz als neuer Faktor hinzukommt. Schon Hartung (1987: 327) weist allerdings darauf hin, dass „[d]as Normsetzen [...] ein höchst komplexer gesellschaftlicher Prozeß [ist], nicht einfach das Werk von Schulmeistern oder etwas engstirnigen Linguisten, wie es manche Diskussionen glauben machen wollen“. Hartung weist auch bereits darauf hin, dass es sich bei der sog. Setzung um ‚Normierungshandlungen‘ handelt, allerdings bleibt offen, wie genau diese Normierungshandlungen strukturiert sind und welche Prozesse dabei ablaufen. Das Verhältnis von Setzung und Aushandlung ist jedenfalls ein zentraler Bestandteil des diskurspragmatischen Sprachnormverständnisses.

Die zentrale Frage, die ich in diesem Abschnitt beleuchten möchte, ist: 1. Wie laufen die Prozesse der bewussten und direkten Sprachnormierung und Sprachnormenverbreitung, d.h. die Aushandlungsprozesse, ab? Dabei wird vor allem auf die Legitimationskategorien Voice, Ideology Brokers, Macht(-ausübung/-erduldung) und Vertikalitätsstatus sowie die Legitimationsstrategien der Akteure eingegangen. Die Analyse ist demnach im Kontext der „Diskurslinguistischen Mehrebenenanalyse“ (DIMEAN) zu sehen.

Dazu müssen wir uns die Rolle der beteiligten Akteure genau anschauen.

[Folie 31]

An einigen zentralen Stellen weicht das hier vorgeschlagene Modell von den Vorläufern ab bzw. ergänzt sie. Am wichtigsten ist erstens die neue Rolle der Sprecher*innen, die hiernach nicht mehr bloß unbewusst und indirekt Sprachnormen über ihren individuellen mündlichen Sprachgebrauch verbreiten, d.h. in Mikrosynchronisierungsakten wirken (vgl. Schmidt & Herrgen 2011: 29-30), sondern auch explizite, bewusste und direkte Aushandlungen vornehmlich in Foren, sozialen Medien oder anderen Kommunikationsräumen vornehmen. Dieses Modell ist folglich ein sprecher*innenzentriertes Sprachnormmodell.

Neu ist des Weiteren die Explikation der Bezugsgröße, nämlich die Sprachnorm, die im Zentrum des Modells angesiedelt ist und auf die sich alle Akteure beziehen.

[Folie 32]

Schließlich ist neu, dass die einzelnen Modelle und Normautoritäten nicht mehr gesondert geführt, sondern akteurstheoretisch gewendet werden, sodass das Modell grundsätzlich der Diskursivierung der jeweiligen Rollen Rechnung trägt: Ich kann als Sprecher auftreten, mich aber in einer anderen Situation als Normautorität inszenieren oder auch als Sprachnormmodell anerkannt werden.

Schauen wir uns nun an, wie dieses Modell, das zwar aus Vorgängermodellen abgeleitet, aber dennoch empirisch fundiert ist, mit den Daten zusammenhängt.

Wenn es um Legitimationskategorien geht, dann werden drei Bereiche immer wieder genannt: Linguistische Publikationen, spezifische Fachleute und der schulische Deutschunterricht.

[Folie 33]

Bei den linguistischen Publikationen wird vor allem der Duden (Die Grammatik und Richtiges und gutes Deutsch) rekurrent genannt, doch auch andere Organe (z. B. digitale Regelressourcen, z. B. canoo.net und IDS-Ressourcen) kommen in dieser kurzen Auswahl von Belegen vor:

BEISPIELE DURCHGEHEN

[Folie 34]

Bei den Fachleuten ist noch immer Bastian Sick (mit seiner Zwiebfisch-Kolumne) eine wichtige Instanz in Sprachnormierungsdiskursen. Auch wenn er aus linguistischer Sicht sehr kritisch gesehen wird (vgl. bspw. Hundt 2010, Meinunger 2008), ist er für linguistische Laien nach wie vor eine wichtige Referenz, wie auch die folgenden exemplarischen Korpusbelege zeigen:

BEISPIELE DURCHGEHEN

[Folie 35]

Mit dem Verweis auf den schulischen Deutschunterricht geht die Implikatur einher, Lehrkräfte seien Norminstanzen (vgl. dazu z.B. Dürscheid 2012; Kilian 2021). Grundsätzlich vorherrschend ist der Topos, im Deutschunterricht lerne man, was ‚richtig‘ sei, damit verbunden ist dann auch eine Legitimation eigener Spracheinstellungen und

Normkommentare oder aber die Delegitimation anderer, divergierender Positionen. Dies zeigen auch die folgenden Beispiele:

BEISPIELE DURCHGEHEN

Eine diskurspragmatische Konzeption von Sprachnorm, die sich auf die Diskursrollen fokussiert, nimmt den Menschen also als Sprecher*in einer bestimmten Sprache wahr und untersucht davon ausgehend die Äußerungen sowie die Legitimationskategorien und -strategien. Forst & Günther (2021: 11) nehmen zwei verschiedene Hinsichten auf Menschen vor, wie sie sich Normen im engeren, und Diskursgegenständen im weiteren Sinne gegenüber verhalten können:

[Folie 36]

„Die objektivierende Einstellung eines Beobachters, der Normen als empirisch wirksame, anerkannte oder durchgesetzte Faktizität betrachtet und sich zu ihnen wie zu einer Tatsache verhält, und die performative und kritisch-reflektierende Einstellung eines Teilnehmers, der von einem internen Standpunkt aus das Verhalten anderer und sein eigenes unter Berufung auf Normen und Gründe rechtfertigt und kritisch bewertet, Verantwortung für abweichendes Verhalten zuschreibt und, nicht zuletzt, eine Norm ihrerseits noch einmal auf ihre Rechtfertigung hin befragt und kritisch bewertet. In dieser Hinsicht konstituieren normative Ordnungen eine intersubjektive Praxis der Rechtfertigung und Kritik.“

Sprecher*innen, die Sprachnormen unbewusst und indirekt vermitteln, kommt demnach der Status von Beobachter*innen zu, sie nehmen Normen an, verhalten sich aber nicht explizit dazu, sondern verhalten sich danach. Die Sprecher*innen, die Sprachnormen bewusst und direkt aushandeln, sind in diesem Verständnis Teilnehmer*innen an Sprachnormierungsdiskursen, sie rechtfertigen, wägen ab, legitimieren und delegitimieren, bewerten und kritisieren; sie haben also Teil an der ‚intersubjektiven Praxis der Rechtfertigung und Kritik‘ von Sprache und ihren Normen. Dies geschieht mit verschiedenen Legitimierungskategorien und -strategien, die ich im Folgenden überblicksartig und ausschnitthaft beschreiben möchte.

Wir kommen nun also zur diskurstheoretischen Deutung, in deren Rahmen auch die Machtstrukturen sowie die Kategorien Voice und Ideology Broker relevant werden.

[Folie 37]

Deutlich wird vor allem, dass kein Primat des Präskriptiven existiert. Innerhalb der Diskurse werden durchaus verschiedene Optionen diskutiert. Zwar gibt es oftmals ein Normbedürfnis der Teilnehmer*innen, ein Verlangen nach klarer Orientierung, doch die Diskurse sind grundsätzlich offen und nicht nach dem Schema *Eine Person sagt, wie es richtig heißen soll und alle anderen nehmen es auf*. strukturiert. Mit Arendt & Kiesendahl (2015: 159) kann man annehmen, dass die Internetkommunikation grundsätzlich normtolanter als andere Kommunikationsformen ist, wenngleich durchaus ein starkes Normbedürfnis vorhanden ist. Es zeigt sich zudem, dass das (Sprachnorm-)Wissen oftmals an Personen (allgemeiner: Akteure) gebunden und mit ihnen verknüpft ist (vgl. auch Busch 2018: 391). So findet man gehäuft *argumenta ad verecundiam* vor (also Autoritätsargumente). Die eigene Position, dies betrifft die Funktion der Akteure als Ideology Broker, wird häufig dadurch affirmiert, dass andere Positionen delegitimiert werden, wie z.B. in folgendem Beispiel: „Das [sic!] alles außer einem bestimmten mitteldeutschen Dialekt als ‚falsch‘ definiert wurde, wird der

Sprache nicht gerecht, die ist weitaus flexibler als der Duden.“, DT-108-30_Rainer Aktionismus @med_lebowski : (DT-108, Pos. 70). Hierbei findet die Abwertung einer anderen Position, die den Duden als maßgeblich gesetzt hat, statt, wodurch eine Betonung der Variantenvielfalt des Deutschen vorgenommen und diese Position gestärkt werden soll. Bemerkenswert ist schließlich, dass in Bezug auf den Vertikalitätsstatus kaum explizite Zuschreibung und ebenso kaum klare Positionierungen zu finden sind. Diese hier geschilderten Legitimierungsstrategien müssen aber noch weiter empirisch unterfüttert und näher untersucht werden; die Ausführungen haben hier explorativen Charakter.

Zusammenfassen lassen sich die Sprachnormierungsdiskurse als semantische Kämpfe im Sinne Felders (2013). Es erfolgt ein Kampf um Deutungshoheit über das ‚gute‘ und ‚richtige‘ Sprechen/Schreiben und eine Faktizitätsherstellung, indem verschiedene Positionen verhandelt und begründet werden.

Wenn wir uns an den symbolischen Interaktionismus zurückerinnern und an die wichtige Begriffstrias *Interaktion – Bedeutung – Interpretation*, dann wird deutlich, dass wir es hier mit symbolisch vermittelten Interaktionen zu tun haben (das wird unter anderem auch von Foucault betont), die eine Bedeutung transportieren, die wiederum – um verstanden zu werden – interpretiert werden muss. Der Begriff des semantischen Kampfes von Felder eignet sich schon deshalb gut, weil er auch die von Foucault herausgestellten Machtstrukturen berücksichtigt.

Wenn wir uns die Beispiele nun in Erinnerung rufen, so wird deutlich, dass reflektierte Unfügsamkeit, das Hinterfragen und Anzweifeln, Begründen und Insistieren einen maßgeblichen Faktor darstellt. Die diskurspragmatische Hinsicht auf Sprachnormen hat sich also als sehr fruchtbar und zielführend erwiesen, um Sprachnormaushandlungen im Web 2.0 greifbar zu machen.

Blicken wir auf die Praxistheorie von Andreas Reckwitz zurück, so wird klar, dass wir uns Gedanken zu drei Fragen machen müssen, die allesamt empirische Fragen sind: *Was weiß* eine Person von Sprache (*deduktives Wissen*)? *Was kann* eine Person in Bezug auf Sprache (*prozessuales Wissen*)? *Was versteht* eine Person oder was versteht sie unter welchen Umständen und aus welchen Gründen nicht (*Hermeneutik*)? Das ist deshalb wichtig, weil Handeln und damit auch Sprachhandeln und metapragmatisches Handeln – wir erinnern uns – eine „wissensbasierte Tätigkeit“ ist, so sagt Andreas Reckwitz. Handeln setzt ein praktisches Wissen voraus, geht mit einem Können einher und hat ein praktisches Verstehen zur Folge. Deshalb müssen diese drei Dimensionen den Kerngegenstand einer diskurspragmatischen Untersuchung von Sprachnormen ausmachen. Idealerweise werden also nicht bloß die konkreten die Sprachnorm aushandelnden Aussagen untersucht, sondern die Sprecherinnen zu ihren Aussagen befragt. Dass sich das forschungspraktisch nur schwer umsetzen lässt, ist natürlich klar – Stichwort: Löwen-Gazellen-Problematik.

All diesen Überlegungen liegt – das muss ich kaum erwähnen – auch ein angepasster Normbegriff zugrunde, den ich hier aber nicht mehr erläutern kann. Vielleicht können wir in der Diskussion darauf zurückkommen.

[Folie 38]

Ich komme zu einer kurzen Zusammenfassung und zu einem Ausblick. Ich möchte beschreiben, welche Folgen das diskurspragmatische Sprachnormverständnis, das ich hier dargelegt habe, für die Linguistik als Disziplin hat oder haben wird.

[Folie 39]

Die erste Hauptthese meines Vortrages war, dass wir es bei Sprachnormen nicht mit unflexiblen, statischen Setzungen, sondern mit flexiblen, dynamischen Aushandlungen zu tun haben. Sprachnormen sind nicht einfach da, sie werden nicht einfach in die Welt gesetzt, sondern es wird über sie verhandelt, debattiert, gestritten usw. Dies erfolgt zu einem wichtigen Teil in sozialen Medien, im Web 2.0, weshalb – so die zweite Hauptthese meines Vortrages – die Sprecherinnen die zentrale Sprachnorminstanz darstellen.

[Folie 40]

Blicken wir zurück auf die praxeologische Deutung von Sprachnormen, so könnten wir entlang der Sentenz *Doing something* festhalten, dass es sich bei Sprachnormen um ein *Doing language norms* handelt, das mit Wissen, Können und Verstehen einhergeht, denn

1. Ich *weiß*, wie es richtig heißt.
2. Ich *kann* Sprache korrekt anwenden und somit kommunizieren.
3. Ich *verstehe*, was mein Gegenüber mir mitteilen will (bzw. glaube das zu verstehen).

Dass diese Aushandlungsprozesse nicht herrschaftsfrei und durch Konsens- und Dissensualisierungen geprägt sind, habe ich ausführlich gezeigt.

Wenn wir uns nun fragen, welche Erwägungen beim *Doing language norms* eine Rolle spielen, so sind dies im Großen und Ganzen fünf Aspekte.

[Folie 41]

Es geht um Korrektheitsempfinden, d.h. Akzeptabilität, um ein vorhandenes Traditionsbewusstsein, Sprachgefühl, Aspekte der Usability, also der Gebräuchlichkeit bzw. Benutzerfreundlichkeit und eine Form des Moralempfindens.

Was können wir aus einem diskurspragmatischen Sprachnormmodell nun für die Untersuchung von Sprachnormierungsdiskursen im Web 2.0 ableiten, wie das Projekt *Ent-/Fesselung der Sprache* es zum Gegenstand hat?

[Folie 42]

Nun, der diskurspragmatische Blick trägt der diskursiven Dynamik, die wir im Web 2.0 finden, Rechnung. Wenn es darum geht, wie sich Menschen im Internet über Sprache austauschen, dann sollten wir genau diese Menschen zum Untersuchungsgegenstand machen.

Die Linguistik hat Sprecher lange ignoriert oder idealisiert. Noam Chomsky spricht beispielsweise vom „idealen Sprecher/Hörer“. Was soll das sein? Wo ist der?

Jeder Sprecher hat Motive, Einstellungen, Überzeugungen, Ideologien, Stereotype usw. Die gilt es genau zu sezieren. Eine Linguistik 2.0, und damit eine Linguistik, die sich den aktuellen Herausforderungen nicht verschließt, sondern sie annimmt und sie zu ihrem Untersuchungsgegenstand macht, wird eine Linguistik sein müssen, die sprecherzentriert und sprecherfokussiert ist. Eine Linguistik, die sich dem verweigert und Sprecherinnen ignoriert, sich auf Tiefenstrukturen oder die Ausschließlichkeit der Sprachsystematiken versteift, wird kaum mehr zu wirklich reliablen Erkenntnissen über Sprache kommen können. Sie müssen mir in diesem doch recht radikalen Punkt nicht zustimmen, aber ich denke, dass ich plausibilisiert habe, weshalb ein Nachdenken darüber allemal lohnt. Wenn

Sie, meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Zuhörende, diese Botschaft also mit nach Hause nehmen, und darüber auf dem Nachhauseweg nachdenken, dann habe ich mein Vortragsziel erreicht.

[Folie 43]

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Geduld und Aufmerksamkeit.